

LUCIE ANTOŠÍKOVÁ/ JAN BUDŇÁK/ EVA SCHÖRKHUBER

Der Österreich-Spiegel? – Jiří Grušas Essays *Beneš als Österreicher* und die *Gebrauchsanweisung für Tschechien und Prag* als Beispiele transkulturellen essayistischen Schreibens

Anhand von zwei auf Deutsch verfassten essayistischen Texten von Jiří Gruša – Beneš als Österreicher (2012) und Die Gebrauchsanweisung für Tschechien und Prag (2003) – wird gezeigt, wie die Konzepte von Nationalgeschichte und Nationalliteratur an ihre Grenzen gebracht werden können: Durch vervielfältigende, ironisierende und verdichtende Verfahren werden nationale Selbst-Behauptungen entstellt, sowie die Konstitution und Funktion kollektiver Identitätsnarrative ausgestellt. Während in der Gebrauchsanweisung ausgerechnet ein ‚pluralis nationalis‘ die Selbstvergewisserungen subvertiert, zeigt sich im bzw. durch den Beneš-Essay, wie die Erzählungen der Figur Beneš die Geister der Nation scheiden. Insofern werden die beiden Texte als Beispiele dafür gelesen, wie durch Schreibstrategien, aber auch angesichts editionsgeschichtlicher Zusammenhänge sowie im Hinblick auf die Rezeption eindeutige Zuweisungen zu einer Nationalliteratur oder Nationalgeschichte in Frage gestellt werden.

1 Ausgangslagen, geschichtet

Das Werk Jiří Grušas ist ebenso genre- wie (sprach)grenzenübergreifend: Es umfasst Gedichte, Erzählungen, Romane und Essays, die an verschiedenen Orten Europas auf Tschechisch, Deutsch und teilweise Englisch verfasst und in zahlreiche andere Sprachen übersetzt worden sind (vgl. HANUS 2008: 7–8). Es ist ein Werk, das unter dem „Stern des Wanderghettos“ (GRUŠA 2002: 30) entstanden und auch gelesen worden ist. Den Fluchtlinien zu folgen, die sich in den Text- und Sprachbewegungen, in den an unterschiedlichen Stellen aufgenommenen Lektürewegen zeigen, bedeutet aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Sicht, jenen Demarkationslinien nachzugehen, entlang derer die Schriften Grušas als die Schriften eines tschechoslowakischen Samizdat-Autors, eines Exil-Autors, eines europäischen Intellektuellen Konturen angenommen

haben, und denen zufolge genrespezifische und literaturgeschichtliche Zuordnungen vorgenommen worden sind.¹

In den beiden bislang auf Deutsch erschienenen Studien zum Exil-Werk Grušas (vgl. KLIEMS 2002 und HANUS 2008) wird das ‚Exil-Werk‘ Grušas der Exil-Literatur einerseits (vgl. KLIEMS 2002), der Migrationsliteratur andererseits (vgl. HANUS 2008) zugerechnet. Die beiden Studien divergieren zwar in der terminologischen Zuordnung und basieren auf unterschiedlichen literaturgeschichtlichen und methodologischen Voraussetzungen², es wird in ihnen aber derselbe Textkorpus – die deutschsprachigen Gedichte Jiří Grušas – untersucht. Auch wird im Zuge der jeweiligen Kontextualisierungen – anhand der konkreten Momente des Exildaseins auf der einen Seite (KLIEMS 2002), angesichts der ästhetischen, poetologischen und strukturellen Aspekte von ‚Migrationsliteratur‘ auf der anderen (HANUS 2008) – in beiden Arbeiten auf bestimmte theoretische Horizonte und Figuren zurückgegriffen: Auf die Bedingtheit und Konstruktion von Identität, wobei Identitätsstiftung als ein Prozess begriffen wird, der durch spezifische soziale, sprachliche, kulturelle Zusammenhänge gerahmt wird; auf die Eröffnung eines „dritten Raumes“

1 Zwischen 1969, nach der Niederschlagung des ‚Prager Frühlings‘, welcher die Durchsetzung der Normalisierung folgte, und 1989 ist von einem dreigeteilten Literaturbetrieb in der Tschechoslowakei auszugehen (vgl. HANUS 2008: 11–30, HOLÝ 2003: 297–306, KLIEMS 2002: 17–33). Diese Trias des tschechoslowakischen Literaturbetriebs umfasst die offiziell verlegte und publizierte Literatur, den Samizdat, also die ‚selbstverlegten‘ (russ. *сам* ‚selbst‘, *издавать* ‚auflegen‘, ‚verlegen‘), außerhalb der Einflussphären des offiziellen Literaturbetriebes gedruckten und verbreiteten Schriften, sowie die im Exil verfassten und verlegten Texte. In der tschechoslowakischen bzw. tschechischen Literaturgeschichtsschreibung werden die schriftstellerischen Tätigkeiten Jiří Grušas den beiden letzten Kategorien – den Samizdat- und den Exil-Werken – zugeordnet (vgl. HOLÝ 2003: 310–331); wobei im deutschsprachigen Raum der ‚Exil-Autor‘ Gruša vor allem als Lyriker rezipiert und untersucht worden ist (vgl. HANUS 2008 und KLIEMS 2002).

2 Alfrun Kliems arbeitet die Momente des Exildaseins anhand der verschiedenen narrativen Figurationen und Konfigurationen heraus, wobei die Brüche in den Lebensentwürfen, die Kontingenzerfahrungen und diskontinuierlichen Identitätsbildungsprozesse als konstitutiv für den ambivalenten und mehrdeutigen Umgang mit ‚Identität/en‘, ‚Akkulturation‘, ‚Heimat‘ und ‚Fremde‘ aufgefasst werden (vgl. KLIEMS 2002: 39–79). Ursula Maria Hanus betrachtet in ihrer Studie die „literarischen Texte [von Libuše Moníková und Jiří Gruša] unter dem umfassenderen Blickwinkel Migration, in dem das Thema Exil ein Unterpunkt ist“ (HANUS 2008: 31). Den konkreten Momenten des Exildaseins und der Desorientierung innerhalb veränderter sozialer Strukturen wird dabei weniger nachgegangen als Fragen nach bestimmten ästhetischen und poetologischen Gesichtspunkten von Migrationsliteratur, nach der Position der Migrationsliteratur gegenüber den Nationalliteraturen sowie nach der dialogischen, interkulturellen und intertextuellen Struktur von literarischen Texten (vgl. HANUS 2008: 35–55).

(BHABHA 2000), in dem Differenz und binäre Gegensätze (Heimat//Fremde, das Eigene//das Andere, Integration//Assimilation) nicht einfach aufgehoben, sondern in ihrer irreduziblen Mehrdeutigkeit begriffen und somit verhandelbar werden (vgl. KLIEMS 2002: 41 und HANUS 2008: 51–55)³; auf die Auseinandersetzung mit den Positionen von Exil- und Migrationsliteratur gegenüber bzw. innerhalb von Nationalliteraturen sowie auf eine fundierte Befragung des Konzepts ‚Nationalliteratur‘.

Wir möchten in diesem Aufsatz nun anhand dieser in den beiden Studien im Hinblick auf das deutschsprachige lyrische Werk vorgenommenen theoretischen Rahmungen zwei auf Deutsch verfasste essayistische Texte lesen, in denen es dezidiert um ‚Tschechien‘ und um ‚tschechische Geschichte‘ geht: *Beneš als Österreicher* ist 2012 erschienen – in Buchform, der sowohl die Manuskripte „einer Vortragsserie, oder noch besser – [von] Lesungen“ (GRUŠA 2012: 9) in deutschen und österreichischen Städten sowie Aufzeichnungen und Materialien von Symposien und Botschaftsveranstaltungen in Wien, als auch eine Übersetzung ins Tschechische vorangegangen sind: „Für den tschechischen Leser musste man manches ergänzen, was wiederum in dieses Buch einfluss“ (GRUŠA 2012: 9). Die *Gebrauchsanweisung für Tschechien* ist 1999 erschienen – zum ersten Mal und vier Jahre später noch einmal, ergänzt um vier Kapitel sowie um einen Zusatz im Titel – *Gebrauchsanweisung für Tschechien und Prag*:

Lieber Tschechenforscher, in Wien habe ich zuletzt fünf Jahre verbracht und uns, die Tschechen, aus Wiener Perspektive gesehen, die zwar ebenfalls unsere, aber auch eine etwas andere ist. Aus dieser Zeit stammen die vier neuen Kapitel, die ich dem Buch hinzugefügt habe: „Nelahozeves und seine Nixe“, „Ein Martinů [sic!] aus Polička“, „Anti-Schwejk oder der Tscheche aus Deutschbrod“ und „Eine Stadt namens B.“ Wien August 2003 (GRUŠA 2003: 217)

Schon an dieser Stelle wird es schwierig, die beiden Texte editionsgeschichtlich in einem bestimmten Sprachraum zu verorten oder einer bestimmten Nationalliteratur zuzuordnen⁴. Ist *Beneš als Österreicher* jetzt ein deutscher oder ein österreichischer Text, in dem Aspekte der österreichisch-tschechischen, der österreichisch-deutschen, der tschechisch-deutschen, der tschechischen, der tschechoslowakischen, der böhmischen, der mährischen, der tschechisch-

3 Kliems bezieht sich dabei auf Elisabeth BRONFEN (1993), Hanus bezieht sich ebenfalls auf Bronfen, sowie auf Homi K. Bhabhas *Third Space* (BHABHA 1994, BHABHA 2007).

4 Was in den deutschsprachigen Rezensionen immer wieder versucht worden ist (vgl. etwa OSCHLIES 2012), oder: „Jiri [sic!] Gruša [...] berichtet aus erster Hand über seine tschechische Heimat“ (DANNEMANN 1999).

österreichischen, der deutsch-österreichischen, der deutsch-tschechischen, der böhmisch-mährischen, der mährisch-böhmischen Geschichte verhandelt werden, und in den Aspekte sprachlicher und kultureller Übersetzungen Eingang gefunden haben? Oder handelt es sich um einen tschechischen Text, der auf mehreren Übersetzungen basiert, von denen eine – die ins Deutsche – vom Autor selbst vorgenommen wurde? Und wie steht es mit der *Gebrauchsanweisung*? Ist es ein tschechischer Autor, der anhand dieser *Gebrauchsanweisung* einem deutschsprachigen Publikum die charakteristischen Züge einer Geschichte erläutert, einer tschechischen Geschichte, die zugleich Züge anderer Geschichten, der österreichisch-tschechischen, der tschechisch-deutschen, der tschechoslowakischen usw. trägt? Wie also hält es dieser tschechische Autor mit der Vorstellung von einer Nationalgeschichte, wo er diese doch immer wieder an ihre Grenzen bringt und sie gleichsam aus den Rudern „vorgestellter Gemeinschaften“⁵ (ANDERSON 1991) laufen lässt? Oder ist es ein deutschsprachiges Publikum, das das Tschechische an und in seinem Autor sucht als gleichsam autochthone und daher authentische Referenz für die *Gebrauchsanweisung*? Wer erfindet wen – die LeserInnen ihren tschechischen Autor oder der Autor seine österreichischen und deutschen LeserInnen? Und, vor allem: Wer von den beiden Seiten kann die jeweils andere besser einschätzen und also restlos und eindeutig zu dem erklären, was sie zu sein haben – ein mit ‚österreichischer‘ und/oder ‚deutscher‘ Perspektive ausgestattetes Publikum, ein mit ‚tschechischer‘ Perspektive versehener Autor?

Die Demarkationslinien, die zu eindeutigen Unterscheidungen dieser Art führen sollten, erweisen sich als Falllinien, als Fallstricke: Der Blick auf die Schreib- und Erzählbewegungen, in und mit denen die Verbindungen (die österreichisch-tschechischen, die tschechisch-deutschen usw.) um die Ausgangslagen geschichtet werden, würde sich verjüngen, ja verengen und sowohl Autor- und Erzählerpositionen als auch Leser- und Leserinnen-Perspektiven festschreiben angesichts eines imaginären Horizonts ‚tschechischer‘ und ‚österreichischer‘ Einstellungen. Die beiden Texte würden in dieser Hinsicht unlesbar werden, da sich schon in den editionsgeschichtlichen Rahmenbedingungen das Tschechisch-Österreichisch-Deutsche derart verstrickt, dass es nicht so einfach auseinander dividiert und der einen oder der anderen Nationalliteratur zugeordnet werden kann. Wenn wir also von den nationalphilologisch grundierten imagologischen Manövern (vgl. RUTHNER 2012) absehen und auf die in den beiden deutschsprachigen Studien zu Grušas Exil-Lyrik (vgl. KLIEMS 2002 und HANUS 2008) applizierten theoretischen Rahmungen zurückkommen,

5 *Imagined Communities*, vgl. den Titel von (ANDERSON 1991).

zeigt sich, dass diese Texte durchaus lesbar sind – auch im Hinblick auf die geschichteten Ausgangslagen ihrer Sprachen, Übersetzungen und Editionen.

In diesem Sinne begeben wir uns nicht auf die Suche nach ‚dem Tschechischen‘, ‚dem Österreichischen‘ oder ‚dem Deutschen‘ in den beiden Texten, sondern begreifen die in ihnen verhandelten nationalen, sprachlichen und kulturellen Identitäten der historischen und literarischen Figuren, der Territorien und ihrer Geschichten als Momente einer essayistischen Erzählbewegung, die sich durch differierende Standpunkte konstituiert (vgl. MÜLLER-FUNK 2002: 101–102⁶ und ZIMA 2012: 1–35, 239–267⁷). Dabei untersuchen wir, wie mit diesen Momenten verfahren wird, auf welche Arten und Weisen nationale Narrative in ihren Konstruktionen nachvollzogen, rekonstruiert und dekonstruiert werden. Im Hinblick darauf, dass die „Trope des ‚Dazwischen‘“

6 Im Hinblick auf die „narrative Konstruktion von Gedächtnis und Erinnerungen“ unterscheidet Müller-Funk vier Typen von Erzählgemeinschaften entlang unterschiedlicher Formen von Zeitkonstruktionen: Der vierte Typus – die „postmoderne Erzählgemeinschaft“ – wird dadurch gekennzeichnet, dass sie u.a. ein „strukturell ironisches und manieristisches Verhältnis zu den großen, weiterhin wirksamen Erzählungen“ unterhält, von einer prinzipiellen Offenheit der Geschichte ausgeht, Identität als „fragmentiert und multipel“ begreift und von einer „Flüchtigkeit des Subjekts im Hinblick auf alle Identitätsangebote“ ausgeht. Zu den „charakteristischen Erzählformen“, die den Auffassungen dieser Erzählgemeinschaft entsprechen, zählen „essayistische und artifizielle Formen wissenschaftlichen Schreibens“, sowie „autobiographisches outing“ – insofern ‚begreift‘ dieser Typus von Erzählgemeinschaft ihre Standpunkte als differierende, was sich auch in essayistischen Erzähl-Formen und -Bewegungen zeigt (vgl. MÜLLER-FUNK 2002: 101–102).

7 Im Zuge der einleitenden Kritik verschiedener Versuche, den ‚Essay‘ genremäßig zu verorten, schlägt Zima vier Bezugsrahmen vor, in denen „der Essay zwischen Literatur und Theorie“ sowie sein „theoretisches Potenzial“ untersucht werden können: Erstens wird der Essay als „Intertext mit weit reichenden Transformations- und Adaptionenmöglichkeiten“ aufgefasst; zweitens wird „der essayistische Diskurs“ einem „systematischen“ gegenübergestellt und „eine skeptisch-kritische, selbstreflexive und konstruktivistische Einstellung des Aussagesubjekts zu seiner Rede“ als Kennzeichen des „Essayismus“ angeführt; drittens basiert „die Abgrenzung von System und Essay“ auf einer „sich emanzipierenden und später von Krisen geschüttelten Subjektivität“, mit der „Begriffe wie *Nichtidentität*, *Erfahrung*, *Selbstreflexion*, *Ambivalenz*, *Selbstironie*, *Kontingenz*, *Konstruktivismus* und *Dialog*“ verknüpft sind; und viertens wird der Essay als „utopische Gattung“ als gesellschaftskritisches Moment der „Spätmoderne“ beschrieben, während die „Essayistik der Postmoderne die utopische Dimension preisgibt“. In diesem Sinne differieren die Standpunkte essayistischer Schreibbewegungen auf mehreren Ebenen – auf der (Inter)Textebene, auf der Ebene des Aussagesubjekts, seiner Einstellungen und Fokalisierungen sowie auf einer rhetorischen Ebene, auf der die „Krisen geschüttelte“ Subjektivität in ihrer „Nichtidentität“, „Ambivalenz“, „Kontingenz“, „Konstruktion“ anhand verschiedener rhetorischer Figuren und Figurationen reflektiert wird (vgl. ZIMA 2012: 3–4).

oft buchstäblich wie ein Reservat [wirkt]“ und dass die Suche in literarischen Texten „nach Beweisen von sich gegenseitigen ausschließenden kollektiven Identitäten, die sich um kommunikativen Dialog miteinander bemühen“ dazu führt, dass „an den signifikantesten Innovationen dieser Literatur“ (ADELSON 2006: 37) vorbeigelesen wird, werden sich unsere Lektüren weniger für die „statischen Beziehungen“ (VLASTA 2009: 102) zwischen zwei (kulturellen, nationalen, sprachlichen) Entitäten interessieren als vielmehr für die Bewegungen, die zwischen den verschiedenen, anhand unterschiedlicher narrativer Strategien konstruierten Standpunkten oszillieren, differieren und insofern keinen „statischen“ Raum zwischen zwei Kulturen, Nationen oder Sprachräumen erschließen, sondern einen Ort eröffnen, an dem „das Dazwischentreten des Dritten Raumes der Äußerung, [welches] die Struktur von Bedeutung und Referenz zu einem ambivalenten Prozess macht, [den] Spiegel der Repräsentation zerstört“ (BHABHA 2007: 56) und somit auch jenen Spiegel, in dem Ähnlichkeiten festgestellt und zur Grundlage aller Differenz erklärt werden, indem sich das Eine angesichts des Anderen immer wieder seiner, seines Selbst vergewissert und unter Anrufung der Ähnlichkeit bzw. der Differenz die Präsenz seiner Entitäten (die Präsenz des Tschechischen, die Präsenz des Österreichischen) unablässig aus der Taufe hebt. Während der wiederholten Selbstvergewisserung, während der die festgestellten Ähnlichkeiten und Differenzen wieder(ein)holenden Anrufung allerdings verstreicht Zeit, wird mit der Zeit, die verstreicht, ein Weg zurückgelegt, der die „statischen Beziehungen zwischen den beiden Welten“ (ebd.) ins Wanken bringt und in Bewegung versetzt. Und diesem Weg folgen wir in unseren Lektüren von *Beneš als Österreicher* und *Gebrauchsanweisung für Tschechien und Prag* im Hinblick sowohl auf die Konstitution als auch auf die Dekonstruktion von Ursprungserzählungen und ‚zentralen‘ Narrativen.

2 Zwischenlagen

In beiden Texten, sowohl in *Beneš als Österreicher* als auch in der *Gebrauchsanweisung*, wird Geschichte erzählt: Wir, in dem einen Fall an der Figur Edvard Benešs interessiert, in dem anderen als – ausgewiesene – „čechnoforšr“ an den Eigenheiten Tschechiens, folgen den historischen und literarischen Figuren etappenweise und begleiten sie durch die Verirrungen und Verwirrungen des 19. und 20. Jahrhunderts einerseits, durch mehrere Jahrhunderte andererseits.

2.1 Erzählte Geschichte, oder: Wie Ursprungserzählungen die Wurzeln gezogen werden

Wenn Luciano Pavarotti losschmettert, um unter den Dächern von Paris die schwindsüchtige Mimi zu beweinen, denkt niemand an die Tschechen, obwohl La Bohème, das Sinnbild des lässig-lustigen Lebens, manchem Prager noch heute schmeicheln würde. Es hält sich hier hartnäckig eine alte Vorstellung vom Wesen der Tschechen als den vor allem pffiffigen, mit allerlei Liebenswürdigkeiten gesegneten Lebenskünstlern – nur der Rest der Welt pflegt ihnen gegenüber mit gebührenden Streicheleinheiten zu geizen. Schon der Urvater der Tschechen muss ähnlich empfunden haben, als er der Sage nach mit Kind und Kegel in das Land zog. „Milch und Honig in Überfluss“, meldete er alttestamentarisch von einem Hügel herab. Und gleich Moses oder Joschua geblendet vor Freude, endlich fünfzig geworden zu sein, fragte er nicht, ob Perser, ob Ägypter oder andere Völker allzu nahe logierten. (GRUŠA 2003: 7)

Hier wird ein Anfang gemacht. Zu Beginn der ersten Etappe der *Gebrauchsanweisung*, die den Titel *Tschechy – Eine Landschaft wie ein Stilleben* trägt, stürzen wir über die „Dächer von Paris“ aus dem Opernhaus hinaus, stolpern über das „Wesen der Tschechen“, werden en passant darauf hingewiesen, dass „der Rest der Welt“ mit der Anerkennung dieser alten Vorstellung geizt und landen schließlich direkt beim sagenhaften Ursprung des Tschechen-Landes, der uns biblisch vor Augen geführt wird. Wir haben es hier, an dieser Stelle und also von Anfang an, mit Verschränkungen auf verschiedenen Ebenen zu tun: Die Reise von der Gegenwart (dem Opernhaus) in die Urzeit (zum „Urvater“) ist mit wenigen Sätzen erledigt; die Aufklärung darüber, dass es sich ‚hier‘ mit den Vorstellungen etwas anders verhält als ‚dort‘, geschieht in einem Atemzug, wobei ‚hier‘ einmal das Opernhaus, also den „Rest der Welt“, einmal Prag und Tschechien bedeutet; der Rekurs auf die „Sage“ geht nahtlos über in die Anekdote und den biblischen Vergleich; der Tonfall changiert zwischen konstatierend und ironisch; der Erzähler weiß ebenso über ‚hier‘ wie ‚dort‘ Bescheid, und außerdem versteht er sich darauf, ‚hier‘ und ‚dort‘ zu vertauschen und seine Standpunkte also postwendend zu wechseln (einmal sitzt er im Opernhaus und weiß, dass niemand an „die Tschechen“ denkt; dann sitzt er in Tschechien und weiß um die Enttäuschung über die ausbleibenden „Streicheleinheiten“). Wir haben es hier also sowohl mit essayistischen Schreibbewegungen (vgl. ZIMA 2012: 3–4), als auch mit einer vorgestellten Erzählgemeinschaft postmodernen Typus (vgl. MÜLLER-FUNK 2002: 101–102) zu tun, die sich ihres „Urvaters“ erinnert bzw. gerade angesetzt hat, sich eine Gründungsgeschichte in Erinnerung zu rufen. Drei Absätze später jedoch zeigt sich schon, dass es sich beim „Urvater der Tschechen“ um ein Versehen, um reine Selbst-Überschätzung handelt:

Wie Kolumbus, der einst Indien erreicht zu haben glaubte und Amerika entdeckte, stieß unser Häuptling, der Čech heißen soll, auf Bohemia. Irgendwann um 550 n. Chr meinte er – unserer Sage nach – der erste und einzige zu sein. Darum sollten wir Tschechen heißen, und das Land fortan Tschechien. Hätte er lesen können, hätte er vielleicht nachgeblättert, dass er sich in Bohemia befindet. Und Bohemia „Heim der Bojer“ bedeutet und dass diese Bojer lange vor ihm dort herumtobten. Er war jedoch ein Patriarch. Dachte nur an sich und die Zukunft. (GRUŠA 2003: 8)

Der „Urvater der Tschechen“ ist zu „unser[em] Häuptling“ geworden, der sich – „unserer Sage nach“ – für den „ersten und einzigen“ hielt. Getäuscht aber hat er sich „[w]ie Kolumbus“, das Land, das Territorium, das er jungfräulich vor sich liegen gesehen hat, ist auch vor ihm schon bevölkert und mit (zumindest) einem Namen ausgestattet gewesen. Zwischen der ersten Passage, in der der vermeintlich erste Blick auf das „gelobte Land“ (GRUŠA 2003: 7) fällt, und jener, in welcher dieser erste und ursprüngliche Blick entstellt und als sagenhaftes Versehen aus dem Reich der Fakten und historisch belegbaren Tatsachen ausgewiesen wird, zwischen diesen beiden Passagen liegt eine polyphone Paraphrasierung dieser Gründungserzählung: Tonfall und Fokalisierung changieren; Zitate aus der tschechischen Nationalhymne sind in den Text montiert; Verkehrungen, Anspielungen, Intertexte, Emphasen usw. verdichten, paraphrasieren und ironisieren die tschechische Gründungssage, die im oben zitierten Abschnitt endgültig als eine solche – als „unsere Sage“ – markiert wird. In diese eben gewonnene Distanz fällt plötzlich und scheinbar unvermittelt die erste Person Plural – „unsere Sage“, „darum sollten wir Tschechen heißen“ (ebd. 7–8). Doch anstatt ihr identitätsstiftendes Potential auszuschöpfen und es im Namen einer nun scheinbar eindeutig ‚tschechisch‘ markierten Erzählposition geltend zu machen, verkommt diese erste Person Plural, dieses stolze nationale ‚Wir‘, zu einem etwas lächerlichen und ignoranten Aspekt der eben als Sage, als Fiktion ausgewiesenen Gründungserzählung – „Es hat auch Jahrhunderte gedauert, bevor wir etwas Vortschechisches zugegeben haben, ungeachtet der Tatsache, dass die Bojer 306 n. Chr Rom miterobernten und Italien plagten [...]“ (ebd. 8).

Erzählt wird an dieser Stelle also nicht die Gründungsgeschichte, sondern Geschichten dieser Gründungsgeschichte: Sie wird nicht einfach als Sage erzählt bzw. nacherzählt und somit von allem Anfang an als erstes, wenn auch sagenhaftes Element der Erzählung der Gründung der tschechischen Nation konstituiert. Die rhetorisch orchestrierten Paraphrasen und die faktischen Einbrüche (die Zitate aus der Nationalhymne etwa) halten die Gründungsgeschichte in einer Schwebelage, die es erlaubt, sie an verschiedenen Stellen unterschiedlich zu

kontextualisieren: Im Hinblick auf die Distanz zwischen Verheißungen und historischen Tatsachen; im Hinblick auf verschiedene Erzähl(an)ordnungen, sowie im Hinblick auf ihre Funktion bei der Stiftung und Begründung von nationalen Identitäten. In diesem Sinne wird der Umgang mit der Gründungserzählung exponiert⁸ und die unterschiedlichen Konstruktionsverfahren rekonstruiert. Dass dabei, in diesen und durch diese auch verschiedene Bedeutungen generiert und durchgespielt werden (biblische, geschichts-philosophische, historische, zeitgenössische, Identitäten konstituierende und tradierende), setzt die Annahme, die Gründungsgeschichte führe zurück an einen wie auch immer gearteten Ursprung (der Nation, der nationalen Geschichte, der Geschichtsschreibung, eines bestimmten Narrativs) außer Kraft. Der Bedeutungen ‚des Ursprungs‘ gibt es viele, und ‚der Ursprung‘ selbst erweist sich als doppelbödig und geschichtet (wir denken zum Beispiel an die Bojer, diese Bohèmiens). Insofern wurzelt all das, was in dieser Gründungserzählung zu wurzeln vorgibt und vorspiegelt, im Bodenlosen: Mit ihr, dieser Gründungserzählung, wird so verfahren, dass sie sich immer weiter zurück verfolgen lässt, wodurch sich ihre Kontexte zusehends verzweigen. Dadurch generiert sie Bedeutungen und es entsteht ein Surplus an Bedeutung. Dieses Verfahren, den Ursprüngen verschiedener Provenienz die Wurzel zu ziehen, findet sich an vielen Stellen in der *Gebrauchsanweisung*: Etwa wenn die Geschichte eines typischen böhmisch-tschechischen oder tschechisch-böhmischen Nationalgerichts, der *knedlik*, zurück reicht bis zu „einem oberdeutschen Koch“, der „unsere *šiška* (Zapfen)“ weiter entwickelt hat zu jenem Knödel, „der König ist“ (GRUŠA 2003: 58–65). Auch in der *Knödelleier* taucht die erste Person Plural, als *pluralis nationalis*, gerade an jenen Stellen auf, an denen sich die heroische Selbst-Bestätigung einer der Ingredienzien des Nationalstolzes zu zersetzen beginnt – „Um die eigenen Griesgramme, die Nörgler und Protestler, ruhigzustellen, setzten wir auf den tatsächlich tschechischen Gieß und hatten Erfolg.“ (Ebd. 63) Verfahren wird auf diese Art und Weise mit zahlreichen Aspekten, die sich mit dem Präfix ‚National-‘ versehen ließen, würde ihnen nicht durch die Vervielfältigungen und Verzweigungen der ganzen Geschichte(n) die eine Wurzel gezogen werden, mit der sie in einer kontinuierlich progressiv verlaufenden Tradition verankert zu sein vorgeben und vorspiegeln. National-Sagen und -Legenden (vgl. GRUŠA 2003: 130–136, 136–145 und 145–168), National-Gerichte, National-Heilige (vgl. ebd. 34–59 und 86–94), National-Dichter (vgl. ebd. 18–24, 74–85, 94–103, 122–144 und

⁸ „exponiert“ im Sinne Mieke Bals, welche die Mehrdeutigkeiten der Gesten des Exponierens untersucht hat – wodurch Ambiguitäten zutage treten, welche ihrerseits Fragen nach Identitätszuschreibungen und -politiken aufwerfen (vgl. BAL 2006: 28–44).

207–217) usw. geraten aus ihren ‚rein‘ tschechischen oder ‚rein‘ böhmisch-tschechischen Fassungen.

2.2 Wir čechnforšr

Während also die typisch tschechischen oder böhmischen oder mährischen, die typisch böhmisch-tschechischen, tschechisch-mährischen oder mährisch-böhmischen Figuren und Erzählungen ihre Fassungen verlieren, gewinnen wir Tschechenforscher zusehends an Boden, an Land: Drei Etappen haben wir bereits zurückgelegt, sind mit der Gründungssage und ihren Geschichten (*Tschechy – Eine Landschaft wie ein Stilleben*, GRUŠA 2003: 7–15), mit den Vorurteilen, mit denen sich Tschechen und Deutsche versehen (*Das Lob der Vorurteile*, ebd. 15–18), sowie mit dem „tschechischen Faust“ Schwejk (*Schwejk*, ebd. 18–24) vertraut gemacht worden, als wir zum ersten Mal direkt angesprochen werden:

Nun, mein verehrter Tschechenforscher, du wirst nicht unbedingt jedem der Nachkommen des Urvaters Tschech Freude machen, wenn du ihm ein Bekenntnis zu seiner Verwandtschaft mit dem braven Soldaten abverlangst. Er wird dir aber einen anerkennenden Blick zollen, wenn du angesichts eines „Švejk“ auch den Schwejk erkennen würdest und diesen solchermaßen ansprichst. (ebd. 25)

Zum ersten Mal direkt angesprochen werden wir als „Tschechenforscher“ zu Beginn jenes Kapitels, jener Etappe auf unserer Expedition ins Herz einer „singenden Wahrheit“ (vgl. *Wahrheit singt*, ebd. 207–217), in der wir unsere – deutschsprachigen – Zungen ins Tschechische tauchen dürfen. Um uns den Einstieg zu erleichtern wird sogar „der Urvater Tschech“ phonetisch transkribiert, damit er uns etwas leichter auf der Zunge liegt. Die in diesem Kapitel (*Schwalben und Stäbchen*, ebd. 25–33) geleisteten Hilfestellungen, die angewandten Sprach- und Zungenprothesen sind zwar an deutschsprachige „Tschenforscher“ adressiert, sie sind aber aus den Versatzstücken verschiedener Sprachen gezimmert. Von unserer Zunge, der Zunge des „čechnforšr“, wird also angenommen, dass sie mit dem Englischen und Französischen vertraut, mit dem Tschechischen aber vollkommen unvertraut ist. Mit den Urlauten des Tschechischen werden wir mittels Konstruktionen aus Sprachen, Homonymen und Akronymen (chatter, čech, Chat, čet; Václav = WAZ+love, vgl. ebd. 30–32) sowie mittels Transkriptionen in alle sprachlichen Richtungen (majn čechnforšr – mein Tschechenforscher; vašechter čech; Urvater Tschech) konfrontiert.

Wir „čechnforšr“ beginnen uns also auf einem durchaus zerklüfteten Sprachneuland als solche, als „Tschechenforscher“ nämlich, zu konstituieren. Die

Schichtungen des Bodens, des Landes, das wir mit der Zeit, im Zuge unserer Expedition gewinnen, erweisen sich zunehmend als komplex, während uns immer mehr Bekanntes, Vertrautes, Eigenes gleichsam unter der wegweisenden Hand zugespielt wird – etwa wenn in Wien überaus geläufige Namen wie Prochaska in der ‚tschechischen‘ Schreibweise auftauchen und übersetzt werden (vgl. GRUŠA 2003: 53), oder uns in Jičín in dem kleinen Kaja Karl Kraus begegnet (vgl. ebd. 160), der doch recht oft und geradezu selbstverständlich von der österreichischen Literaturgeschichtsschreibung für sich beansprucht wird. Die Unbedarftheit des ‚Foršrs‘, der unvoreingenommene Blick fällt zusehends mit Aspekten zusammen, in denen sich Gemeinsamkeiten, Parallelen, historische, kulturelle und sprachliche Verstrickungen zeigen. Insofern verläuft die Konstruktion unserer Position, also jene der TschechenforscherInnen, ebenso wie jene der ersten Person Plural, des *pluralis nationalis*, darauf hinaus, dass sie die Rekonstruktion eines eindeutigen Standpunktes unterminieren – das einheimische, das autochthone und authentische ‚Wir‘ zeigt sich ironisch distanziert, während das fremde, das forschend und also vordergründig unbeteiligt interessierte ‚Wir‘ als immer weiter in die tschechisch-böhmisch-mährischen Geschichten involviert ausgewiesen wird – faktisch, denn rhetorisch verwandelt es sich zwar an manchen Stellen in ‚Böhmenforscher‘, ‚čechnfans‘ und ‚Mérenmajstr‘ (vgl. ebd. 35 bzw. 209), angerufen werden wir, wir ‚Tschechenforscher‘, allerdings immer als jene unbedarfte, unvoreingenommene Instanz, die sich getrieben von ‚reinem‘ Forschungsinteresse auf die Reise in das Herz der ‚singenden Wahrheit‘ (vgl. ebd. 207–217) begeben hat. In diesem Sinne wird die Voraussetzung des ‚Anderen‘, des ‚Unbeteiligten‘, ausschließlich eine Außenperspektive Einnehmenden entstellt, also expliziert. Die ostentative Feststellung und Festschreibung dieser Position, die wiederholte, uns immer wieder einholende Anrufung ‚Lieber čechnforšr‘ ruft uns in Erinnerung, jenen Abstand zu wahren, den wir immer wieder im Begriff sind, zu verlieren, da wir über Bekanntes gestolpert, auf Ein-Heimisches hingewiesen worden sind. Zwischen den beiden ersten Personen Plural, dem ein-heimischen und ein-heimsenden ‚Wir‘ einerseits und uns LeserInnen, uns ‚čechnforšr‘ andererseits, besteht also keine ‚statische Beziehung zwischen zwei Welten‘, zwischen der tschechischsprachigen Welt und der deutschsprachigen: Innen- und Außenperspektiven fallen stellenweise zusammen und divergieren wieder – allerdings in unterschiedliche Richtungen, mit veränderten Vorzeichen und unter anderen Voraussetzungen; die nationalen bzw. national-sprachlichen, national-geschichtlichen, national-literarischen etc. Markierungen erweisen sich als Palimpseste, die, je nachdem an welcher Stelle, mit den jeweiligen (Be)Gründungsabsichten dick aufgetragen oder geflissentlich abgetragen wird, und ganz andere VorgängerInnen, von den

Traditionslinien abweichende VorläuferInnen und Geschichten durchscheinen lässt.

Die *Gebrauchsanweisung für Tschechien und Prag* ist im deutschsprachigen Raum oft als launige „Einführung in das Tschechische“ (DANNEMANN 1999) für Deutschsprachige besprochen und gelesen worden. Dementsprechend finden sich auch Versuche, den Wurzel ziehenden Erzählbewegungen, den wieder(ein)holenden und Traditionslinien neu verknüpfenden Erzähl(an)ordnungen doch noch eine „Mentalität“, eine „Essenz“ oder ein „Wesen des Tschechischen“ abzurufen:

Weil Gruša der Sprache und ihren Klängen auf den Grund geht, gerät er in untergründig schlummernde Bereiche, die Mentalitäten prägen und somit wieder in die Geschichte und ihre Konflikte einwirken. [...] Gruša belegt seine Einführung in das Tschechische nicht nur an Wörtern und ihren Etymologien, sondern auch an Ereignissen und ihren Repräsentanten. [...] Keine vollständige Geschichte Böhmens und Mährens mit ihrer kulturellen und sprachlichen Durchdringung des deutschen, jüdischen und tschechischen Elements liegt hier vor, sondern der Versuch, das Wesen, die Essenz des Tschechischen zu kennzeichnen. Die einwirkenden Elemente werden dabei nicht ausgeklammert, sondern im Gegenteil ständig im Auge behalten. Umso prägnanter erscheint dann übrigens das untersuchte Objekt. (DANNEMANN 1999)

Die „untergründig schlummernden Bereiche der Sprache und ihrer Klänge“ werden gleichsam als ein Unbewusstes konstruiert, welches „die Mentalitäten präg[t]“, was wiederum kraft des Analytikers „Gruša“ zutage tritt. Eine „Einführung“ umfasst freilich „nicht nur“ die Sprache, sondern auch andere wesentliche Konstituenten, die eben ein „Wesen“, eine „Essenz“ ausmachen – „Ereignisse“ und „Repräsentanten“. Auch wenn die „Geschichte“ durchdrungen ist von anderen „Elementen“, so sind diese wenigstens eindeutig zu identifizieren als „deutsche“, „jüdische“, „tschechische“. Dass diese die Geschichte durchdringenden „Elemente“ „ständig im Auge behalten“ werden, führt schließlich doch nur dazu, dass das „untersuchte Objekt“ „umso prägnanter erscheint“. Während an dieser Stelle durchaus die schichtenden Erzählbewegungen und differierenden Standpunkte anklingen, werden sie im letzten Moment doch noch festgeschrieben im Hinblick auf die unterstellte Absicht, eine „Einführung in das Tschechische“ darstellen zu wollen. Statt der disseminierenden Kraft des „untergründig [S]chlummernden“ eine unbewusste und „Mentalitäten“ prägende Kausalmechanik; statt der differierenden und geschichteten Standpunkte jene Elemente unterschiedlicher Provenienz, die sich das tschechische „Wesen“ einverleibt hat; und der čechforšr bleibt einem ‚reinen‘, unberührten

Forschungsinteresse verhaftet, das in diesem Sinne nur darauf abzielen kann, das „untersuchte Objekt“ so „prägnant“ wie möglich zu fassen – wo doch kraft der in diesem Abschnitt dargestellten vervielfältigenden und Gründungserzählungen subvertierenden Verfahrensweisen die Bemühungen, eindeutige nationale Etikettierungen vorzunehmen, ausgestellt und ironisiert werden.

2.3 „Beneš“ als aggressives Narrativ der Mitte

Den zweiten Teil des Textes wollen wir mit einem Überblick der tschechischen Rezensionen beginnen, die das Erscheinen von Jiří Grušas Buchessay *Beneš jako Rakušan* im Frühjahr 2011 begleiteten. Daraus wird ersichtlich, dass Beneš – genau genommen der Themenkomplex, der mit seinem Namen verbunden wird – im tschechischen Kontext eine ganz besondere, nämlich kollektive Identität stiftende Relevanz hat. Damit gerät dieser Komplex in die Nähe der kollektiven Ursprungs- und Gründungserzählungen, die wir in der Analyse der *Gebrauchsanweisung* fokussiert haben. Bei dem Beneš-Narrativ, so sei dieser Komplex vorläufig benannt, wird die Beschreibung allerdings durch einen Umstand zusätzlich kompliziert. Im Mittelpunkt dieser Erzählungen stehen nämlich nicht „die“ Tschechen als ein kollektives, zumindest Schwach- und Mischformen einer kollektiven Identitätsvorstellung zulassendes Wir, sondern – wenn auch scheinbar – eine reale historische Persönlichkeit, die zudem eine äußerst starke Spur in der tschechoslowakischen, österreichischen und europäischen Politik und Diplomatie hinterlassen hat. Die Beneš-Erzählungen erheben also häufig den Anspruch, Authentisches, Objektives, Historisches über die Person Beneš auszusagen, und werden auch so rezipiert, während sie doch eher die Logik von (bestimmten, ausgewählten) Narrativen übernehmen. In diesem Zusammenhang wird unsere Interpretation von *Beneš jako Rakušan* diesen Essay als einen Versuch darstellen, der sich dieser Doppelbödigkeit der Beneš-Diskurse bewusst ist und sie unterwandert, indem er ihr den einen der beiden Böden entzieht, nämlich den der Annahme einer kohärenten historischen Persönlichkeit. Gruša schnappt allen bipolaren Interpretationen Benešs, nicht nur den tschechischen, sozusagen den ‚realen‘ Beneš weg, und legt so ihre Schematismen frei.

Um die an kollektive Identitäten gebundenen, scheinbar aber sachlich-historischen Interpretationen von Beneš zu illustrieren, würden wir am liebsten auf ähnliche und spiegelbildlich verkehrte Diskussionen zurückgreifen, wie sie z.B. in der Rezension von Jiří Vančura⁹ zu *Beneš jako Rakušan* (einleitend!)

⁹ Die Rezension ist in einer prominenten kulturkritischen, linksliberalen Print-Zeitschrift Tschechiens (A2, www.advojka.cz) erschienen, die Texte mit „akademischem Hintergrund

geschildert werden: „Wer je mit unseren ehemaligen Mitbürgern, die wir gewohnheitsmäßig Sudetendeutsche nennen, Debatten geführt hat, weiß, dass die bloße Erwähnung des Namen Beneš die Wirkung einer Muleta in der Arena hat.“ (VANČURA 2011)¹⁰ Wir würden gerne unsere zahlreichen Erlebnisse aus Debatten mit unseren jetzigen MitbürgerInnen, auf die die bloße Erwähnung des Namen Beneš genau dieselbe Wirkung auszuüben scheint, zum Besten geben. Der Wissenschaftlichkeit halber wollen wir uns allerdings auf textuelle Quellen im engeren Sinne beschränken und deren Umgang mit dem Thema Beneš analysieren, zum Beispiel auf die eben zitierte Buchbesprechung von Jiří Vančura. Dieser Text stellt ein Beispiel für die aggressive Verteidigungshaltung dar, mit der das Beneš-Narrativ oft, paranoisch genug, gegen die ‚Anderen‘ ausgespielt wird.

Schon durch den Titel (*Edvard Beneš na export / Edvard Beneš als Exportartikel*), durch die zitierte Einleitung („Wer je mit unseren ehemaligen Mitbürgern [...]“) und durch den hervorgehobenen Untertitel der Besprechung wird eine konträre Lektüre präfiguriert:

Die unterschiedlich interpretierbare Persönlichkeit von Präsident Edvard Beneš steht dauerhaft, besonders im Zusammenhang mit den sog. Beneš-Dekreten, im Zentrum der verschiedensten tschechischen und internationalen Streitigkeiten. Auch das Buch des tschechischen Autors Jiří Gruša *Beneš jako Rakušan* bringt hier leider nichts Neues, indem es nur die eingebürgerten Vorurteile wiederbelebt, die darüber hinaus einen (sudeten-)deutschen Beigeschmack haben. (VANČURA 2011)

Vančuras Überlegungen werden von der Akzentuierung der Grenze zwischen zwei Nationen, zwei Narrativen, zwei politischen Einstellungen getragen, die von dieser Grenze auseinandergehalten werden, Grušas (für ausländische Kunden, zum *Export* bestimmtes¹¹) Beneš-Bild, so Vančura, sei nicht tschechisch, sondern (sudeten-)deutsch, und könne gegen *uns* gewendet werden als ein besonders sachkundiges, da „tschechisches“ Zeugnis:

Der Eindruck, der beim Lesen der letzten Absätze über die Vertreibung der deutschsprachigen Bürger entsteht, muss letztendlich denen behagen, die Beneš für die Haupturheber ihrer Schwierigkeiten in der Nachkriegszeit halten und de-

und zugleich Punk-Einstellung“ publiziert (<http://www.advojka.cz/informace/o-nas> [Stand 30.11.2014]).

¹⁰ Zitate aus dem Tschechischen übersetzt von Jan Budňák und Roland Wagner.

¹¹ Dieser Vorwurf Vančuras ist umso verblüffender, als er der tschechischen Ausgabe des Beneš-Buches gemacht wird.

nen Beneš und die Vertreibung zu Synonymen werden. Schauen Sie, dieselbe Ansicht hat auch ein tschechischer Autor, und zwar nicht nur irgendeiner! (Ebd.)

Vančura hält sich mit Optionen eines – wie auch immer gearteten – Dazwischens nicht auf, und wenn in Grušas Essay „kaum ein gutes Wort über Beneš zu finden“ sei und ihm auch „für die Rolle Beneš zwischen 1945 und 1948 alle Empathie“ fehle (ebd.), wird der Text sofort mit dem Lager der signifikanten ‚Anderen‘ identifiziert. Die (Sudeten-)Deutschen en bloc als Liebhaber von Grušas provokativem und vielschichtigem Denken und Stil erscheinen zu lassen, das ist sicher eine besondere interpretatorische Leistung von Vančuras Rezension: ein Gegenangriff noch vor dem vermuteten Angriff.

Neben dieser lauerten Haltung sind in den Rezensionen zu *Beneš jako Rakušan*, weniger häufig zwar, allerdings wieder aus akademischer Sphäre, mit betont fachlicher, philosophisch-historischer Beweisführung und in der kritisch-liberalen Wochenzeitschrift *Kulturní noviny* (dt. Kulturzeitung) veröffentlicht, Stimmen zu finden, die zwar den polemischen Charakter des Gegenstands von Grušas Buchessay gelten lassen¹², in ihrer eigenen Polemik gegen Gruša aber jeglichen Zweifel hinsichtlich Beneš und seiner historischen Rolle ausblenden. So entwerfen etwa Jaroslav Hroch und Jiří Jaroš, polemisch glühend, das Bild Benešs als eines heroischen Humanisten: Es sei „offensichtlich, dass Beneš selbst in Zeiten von großem historischem Druck auf Installation eines politischen Regimes sowjetischen Typs keinen Deut von einer humanistischen Auffassung der Demokratie zurückwich“ (HROCH/ JAROŠ 2011). Diese euphorischen Töne sind gut erklärbar, wenn berücksichtigt wird, dass Hroch und Jaroš ihr Urteil aus Benešs programmatisch hoffnungsvoller Abhandlung *Demokracie dnes a zítra* (dt. Demokratie heute und morgen) von 1946 beziehen, die wiederum im Einklang steht mit ihrem Schlusszitat aus derselben Aufbruchszeit – von 1948, aus Jan Patočkas nicht weniger enthusiastischer Studie *Humanismus Edvarda Beneše*: Beneš habe immer Harmonie und Eintracht betont und seine Kritik gegen „Extremismus und Übertreibung eines Gegensatzes zuungunsten des anderen“ (ebd.) gerichtet.

Unsere Überlegungen haben gewiss nicht zum Ziel, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Grušas herausfordernder Darstellung Benešs, oder von Hrochs oder Vančuras kompromisslosen Bildern von Beneš zu demonstrieren. Wichtig ist uns aber zu zeigen, wie das tschechische Beneš-Narrativ häufig funktioniert, nämlich – selbst im intellektuellen Diskurs – sehr kritikempfindlich,

¹² „Edvard Beneš, Repräsentant der tschechoslowakischen Politik in der dramatischsten Zeit des 20. Jahrhunderts, kann niemals ausgeglichen rezipiert werden.“ (HROCH/ JAROŠ 2011)

verängstigt-aggressiv und konträr-national: ein Narrativ der defensiven kollektiven Identität. Im narrativen Gehalt dieser kollektiven Identitätserzählung, in der eben die tschechische Rolle in der ‚großen‘ Politik des kurzen 20. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Diktaturen ‚ringsherum‘, festgeschrieben ist, sind sich auch die eben analysierten Rezensionen zu *Beneš jako Rakušan* einig. Beneš ist in diesem tschechischen Narrativ der Mitte – obwohl es dort nicht in erster Linie um ihn geht – ein geschäftiger, intelligenter, realistischer Mann, ein Genie der kleinbürgerlichen Durchschnittlichkeit, dessen Unglück seine Zeit war: 1938 von seinen westlichen (kapitalistischen) Alliierten verraten (über uns ohne uns) und hilflos stehen gelassen, 1945 trotz seiner humanistischen Grundhaltung das Nötige gemacht und uns weitere (nationale) Reibungen erspart und 1948, ein alter, kranker Mann, dem skrupellosen (kommunistischen) Coup nicht mit gleicher Abgebrühtheit die Stirn bieten können. Nur eins habe ihm also gefehlt: etwas mehr Mut. Aber vielleicht gibt es *uns* hier, im konzi-lianten *Mitteleuropa*, gerade deswegen auch heute noch.

2.4 Verdrängung der Mitte aus dem Verdrängungsnarrativ

Die meisten Rezensenten machen mit Grušas Essay dasselbe, was sie mit allen anderen (populär-)wissenschaftlichen Interpretationen von Beneš machen würden: Sie messen sie (objektiv) an der Person Benešs, projizieren aber in der Regel ihre bereits durch das bzw. *ein* Beneš-Narrativ präfigurierten Standpunkte in ihr Urteil. Die überraschend-einleuchtende Genrebezeichnung aus Grušas Einleitung („Psychogramm“) lesen sie als „noch tiefere Historiographie“, nämlich als eine Historiographie der Motive. Aber Gruša führt eigentlich keine Polemik gegen andere „Historiker-Kollegen“, er führt ja überhaupt keine explizite Polemik: „Ich konnte und wollte nicht mit hervorragenden Werken *ad personam Eduardi* wetteifern.“ (GRUŠA 2012: 10) Stattdessen schildert er die Person Beneš betont kontingent, spielerisch, herausfordernd und manchmal willkürlich – und entzieht sie gerade dadurch dem Entweder-Oder-Beneš-Narrativ, das einen *durchschaubaren*, wenn nicht gar durchsichtigen Protagonisten als Mittelpunkt braucht.

Eine Ausnahme in der Masse der nach eigener Narrativ-Zugehörigkeit wer-tenden Rezensionen stellt die Besprechung von Jiří Bernkopf dar, der sich auf Grušas schillernde Spielereien einlässt:

Gruša wurde oft für billige Parallelen zwischen Hitler und Beneš kritisiert (ähnliche Familienverhältnisse, Ähnlichkeiten in der Rhetorik, Beziehung zu Frauen, Eitelkeit...), aber diese Beobachtungen sind nur Spiele, um die Leser (offensichtlich erfolgreich) zu hänseln. Über tiefere psychologische Übereinstimmung sagen sie gar nichts aus. (BERNKOPF 2011)

Wir wollen in diesem Sinne abschließend ein Element von Grušas Essay behandeln, das – wie auch schon in der *Gebrauchsanweisung* – dem kollektiven Identitätsnarrativ die Wurzel zieht.

Grušas Text erweckt, unter anderem mittels des verblüffenden, exzentrischen Detailreichtums der Darstellung, den Eindruck von psychologischer Tiefe. Diese Tiefe ist aber vielmehr literarisch als historio-biographisch. In *Beneš jako Rakušan* gibt es keine extrapolierte, distanzierte Wahrnehmungsinstanz wie in der *Gebrauchsanweisung*, keinen „čechnoforšr“, der sich „in das Herz der singenden Wahrheit“ begibt. Nicht dass hier keiner nötig wäre: Aber der Erzähler-Essayist leistet es hier trotzdem ganz allein, denn er ist mehr als allwissend und macht davon laufend Gebrauch. Er ist nicht nur ein belesener Intellektueller (mit Anmerkungsapparat), und zwar ein gesamteuropäischer, nicht nur Etymologe, Linguist und ‚Lateiner‘, nicht nur der Intimfreund Benešs, sondern ein Zauberer: Er bewegt sich, genauso wie in der *Gebrauchsanweisung*, durch Raum, Zeit und Perspektive und sein Hut ist voller magischer Überraschungen.

Dieser Essayist ist zum Beispiel imstande, das gesamte ‚psychologische Curriculum Vitae‘ Benešs in einer Form nachzuerzählen, das an Knappheit, Selektivität und psychologischer ‚Unwiderlegbarkeit‘ dem diskursiv, öffentlich gepflegten Narrativ nahekommt. Auch hier wird genauso unsauber, genauso ‚populärpsychologisch‘ argumentiert:

Es bleibt nur die Bemerkung zum Titel: Beneš als Österreicher. Warum? Nun, weil in der Psyche des Präsidenten Austria eine Art Hassliebe bildet. Zuerst hatte er eine geniale Idee, wie man das Gebilde retten könnte, *als sie schiefging, verspürte er Lust, es zu vernichten*. Die Tschechoslowakei war jedoch Österreich-Ungarn im Kleinen. Er bemühte sich, sie zu „ent-österreichisieren“, und *wunderte sich*, dass sie selber verschwand. Und *als er das Gefühl hatte, alles erreicht zu haben*, bekam er aus Moskau den eigenen Sarg. *Verbittert staunte er nun darüber*, dass diese Österreicher ihren Kommunisten trotzten und den Marshallplan angenommen haben, den er gerne wollte, wenn er gekonnt hätte. Doch der Protektor aus Moskau protegierte sein eigenes Reich und der Prager Präsident *kapitulierte auf Pragerisch*. *Er wusste, was er tat*, oder besser sein Körper wusste, was der Seele aufgezwungen wurde. Er sagte ihr, sie hätte ihn betrogen, und in Prag fand ein Begräbnis statt, das von Beneš und der Demokratie. (GRUŠA 2012: 10, Kursive v. Vf.)

Der Duktus ist einer der (Diskurs-Ordnungs-)Macht, die Handlungen ‚selbstverständlich‘ Motivationen unterlegt, deren Verfahrensweise hier aber seltsam beliebig, willkürlich ist. Der Essayist geht selbst mit den komplexesten Begriffen so um, wie es ihm passt, zum Beispiel mit dem Beneš und Hitler gemeinsamen pseudodemokratischen ‚Österreich‘, dem größten ‚terminologischen‘

Fragezeichen des Buches. Das Fazit liegt hier nahe, dass Gruša *seine* Beneš-Welt dichtet, ver-dichtet, so dass sie vielleicht genauso mitreißend, auf ihre Art zwingend ist wie die eines nationweit geteilten Narrativs. So wie ein Narrativ ‚alles‘ zu erklären scheint, hat auch der Erzähler des *Beneš*-Essays für ‚alles‘ eine Antwort, die allerdings den ‚durchschaubaren‘ Beneš wieder ambivalent erscheinen lässt.

3 Zusammenführungen

Was wir mit unseren Lektüren der *Gebrauchsanweisung* und des *Beneš*-Essays zeigen wollten, ist, dass diese Erzählbewegungen und differierenden Standpunkte eben nicht als Abschweifungen auf dem Weg hin zur Feststellung von Gegensätzen (Innen-//Außenperspektive, das Eine//das Andere, die eine Welt//die andere Welt), von Zuordnungen (tschechisch, böhmisch, deutsch, mährisch, österreichisch) und Wesenheiten (das Tschechische, das Österreichische, das Deutsche, das Böhmisches, das Mährische) zu lesen sind, sondern dass sie die Verfahren der Konstruktion von Ursprungs-, Gründungs- und Begründungserzählungen auf eine Art und Weise rekonstruieren, in der diese ausgestellt werden. Anhand der Aspekte essayistischen Schreibens – Intertextualität, Nicht-identität und Reflexion, Ambivalenz und Vieldeutigkeit, Möglichkeitssinn und Konstruktivismus sowie die prinzipiell dialogische Struktur des „essayistischen Diskurses“ im Gegensatz zur monologischen des „systematischen Diskurses“ (ZIMA 2012: 3, vgl. ZIMA 2012: 239–267) – lässt sich auch zeigen, wie erstarrte ‚Zwischen-Räume‘ und als ‚statisch‘ aufgefasste Beziehungen zwischen den Welten wieder und immer wieder in Bewegung versetzt werden. In diesem Sinne und angesichts des oben genannten essayistischen Verfahrens möchten wir vorschlagen, von einem transkulturellen essayistischen Schreiben zu sprechen, in dem sich die Spiegel der Repräsentation ironisch brechen, mehrdeutig falten und als doppelbödig erweisen. Kollektive Identitätsnarrative werden in ihren Konstitutionen und Funktionsweisen derart ausgestellt, dass sie als Träger national-sprachlicher, national-geschichtlicher und national-literarischer Konstruktionen sichtbar und fragwürdig werden: Während in der *Gebrauchsanweisung* der *pluralis nationalis* gerade durch seine wiederholte Selbst-Behauptung entstellt wird, ist es im *Beneš*-Essay die Verdichtung, durch welche die national-geschichtlich grundierten Erzählungen der Figur Beneš überspitzt und ironisiert werden. Dass den Gründungserzählungen und konstitutiven Momenten eines nationalen Selbstverständnisses in beiden Texten die Wurzeln gezogen werden, lässt sich nicht alleine darauf zurückführen, dass ihnen gleichsam der Boden unter den Füßen entzogen wird: Die vervielfältigenden, ironisierenden

und verdichtenden Verfahren, die in den Essays angewandt werden, zeigen, welche kollektiven Narrative in welchen Funktionen die Nervenstränge eines nationalen Selbstverständnisses bilden und wie dieser Nerv getroffen werden kann. Auf mehreren Ebenen – im Hinblick auf die Editions-geschichte, auf die Erzähltechniken und rhetorischen Mittel, sowie auf die Rezeption – können also national-sprachliche, national-literarische und national-geschichtliche Zuordnungsbestrebungen in Frage gestellt und transkulturelle Momente hervor-gehoben werden.

Literaturverzeichnis

- ADELSON, Leslie A. (2006): *Against Between – Ein Manifest gegen das Dazwischen*. Aus dem Amerikanischen von Karin E. Yesilada. In: *Literatur und Migration. Text + Kritik Sonderband IX/2006*. Hrsg. v. Heinz-Ludwig Arnold. München: edition text + kritik, S. 36–46.
- ANDERSON, Benedict (1991): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso.
- BABKA, Anna/ MALLE, Julia/ SCHMIDT, Matthias (Hgg.) unter Mitarbeit von Ursula Knoll (2012): *Dritte Räume*. Homi K. Bhabhas Kulturtheorie. Kritik. Anwendung. Reflexion. Wien: Turia + Kant.
- BAL, Mieke (2006): *Kultur-analyse*. Aus dem englischen von Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BERNKOPF, Jiří (2011): *Jiří Gruša – Beneš jako Rakušan*. URL: <http://www.iliteratura.cz/Clanek/30697/grusa-jiri-benes-jako-rakusan> [15.11.2014].
- BHABHA, Homi K. (1994): *The Location of Culture*. London: Routledge.
- BHABHA, Homi K. (2007): *Die Verortung der Kultur*. Übers. v. Michael Schiffmann u. Jürgen Freudl. Tübingen: Stauffenburg.
- BRONFEN, Elisabeth (1993): *Exil in der Literatur. Zwischen Metapher und Realität*. In: *Arcadia* 2/1999, S. 167–183.
- CORNEJO, Renata (2012): *Jiří Gruša – ein Autor zwischen zwei Sprachen und Kulturen*. In: *Germanica. Littérature interculturelle de langue allemande (Lille3)*, 51/2012, S. 121–134.
- DANNEMANN, Volker (1999): *Mährischer Masaryk, böhmischer Beneš. Jiří Gruša: Gebrauchsanweisung für Tschechien*. In: *Berliner LeseZeichen* 06/99, Editiona Luisenstadt. URL: http://www.luise-berlin.de/lesezei/blz99_06/text10.htm [13.11.2014].
- GRUŠA, Jiří (1999): *Gebrauchsanweisung für Tschechien*. München/ Zürich: Piper.
- GRUŠA, Jiří (2002): *Ein Wanderghetto*. In: *Ders.: Glücklich heimatlos*. Stuttgart/ Leipzig: Hohenheim.
- GRUŠA, Jiří (2003): *Gebrauchsanweisung für Tschechien und Prag*. München/ Zürich: Piper.
- GRUŠA, Jiří (2012): *Beneš als Österreicher*. Klagenfurt: Wieser.

- HANUS, Ursula Maria (2008): *Deutsch-Tschechische Migrationsliteratur*. Jiří Gruša und Libuše Moníková. München: Iudicum.
- HOLÝ, Jiří (2003): *Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Aus dem Tschechischen übers. v. Dominique Fliegler, Wien: Praesens.
- HROCH, Jaroslav/ JAROŠ, Jiří (2011): Beneš jako Rakušan a Gruša jako ...? In: *Kulturní noviny* 2,3/2011. URL: <http://www.kulturni-noviny.cz/> [30.11.2014].
- KLIEMS, Alfrun (2002): *Im Stummland*. Zum Exilwerk von Libuše Moníková, Jiří Gruša und Ota Filip. Frankfurt am Main/ Berlin u.a.: Peter Lang.
- MÜLLER-FUNK, Wolfgang (2002): *Die Kultur und ihre Narrative*. Wien/ New York: Springer.
- OSCHLIES, Wolf (2012): *Kalter Tyrann*. Ein Tscheche über Benesch. *Preußische Allgemeine Zeitung* 23.06.2012, URL: <http://www.ostpreussen.de/textarchiv.html?embed=http%3A%2F%2Fwww.webarchiv-server.de%2Fpin%2Farchiv12%2F2520120623paz.htm> [13.11.2014].
- RUTHNER, Clemens (2012): *Homi Bhabha & The 40 Thieves*. Zur kulturwissenschaftlichen Konzeptualisierung nationaler Stereotypen. In: *Dritte Räume*. Homi K. Bhabhas Kulturtheorie. Kritik. Anwendung. Reflexion. Hrsg. v. Anna Babka, Julia Malle u. Matthias Schmidt unter Mitarbeit von Ursula Knoll. Wien: Turia + Kant, S. 43–64.
- VANČURA, Jiří (2011): *Edvard Beneš na export*. In: *A2*, 14/2011. URL: <http://www.advojka.cz/informace/o-nas> [30.11.2014]
- VLASTA, Sandra (2009): *Das Ende des ‚Dazwischen‘ – Ausbildung von Identitäten in Texten von Imran Ayata, Yadé Kara und Feridun Zaimoglu*. In: *Von der nationalen zur internationalen Literatur*. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Hrsg. v. Helmut Schmitz. Amsterdam: Rodopi, S. 101–116.
- ZIMA, Peter V. (2012): *Essay/ Essayismus*. Zum theoretischen Potenzial des Essays: Von Montaigne bis zur Postmoderne. Würzburg: Königshausen & Neumann.